

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 70.

Freitag, 20. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Börcher.

(19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Kellner trat heran und brachte den Nachtsch. Jeanne hob den Kopf und ließ den Blick schnell zur Seite schweifen. Zum erstenmal betrachtete er nun die beiden. Der eine sah ihm gerade gegenüber und hielt den Kopf so tief gesenkt, daß man nur einen dichten schwarzen Schnurrbart sah, wie ihn noch Südfrauzosen trugen. War der Bart echt oder unecht? Der andere Herr sah ihm im Profil. Mit einiger Sicherheit glaubte Jeanne in ihm denjenigen zu erkennen, der Feliza ins Sanatorium brachte und dessen Gesicht er durch das Schlüsselloch und die kurze Unterredung noch ziemlich scharf in Erinnerung behalten. Allerdings schien er heute — war auch dieses Absicht? — bei weitem nicht so elegant gekleidet zu sein wie im Sanatorium.

Der eine, von dem er glaubte, als Anrede „Basilio“ verstanden zu haben, sprang plötzlich auf, schob seinen Stuhl brüsk zurück, warf ein Geldstück als Bezahlung auf den Tisch und entfernte sich so rasch, daß er sich nicht einmal Zeit nahm, noch im Restaurant den Überzieher zu schließen. Aber auch der Komplize folgte ihm, und der Kellner, der soeben servieren mußte, blieb vor Erstaunen mit offenem Munde stehen. Um nicht ebenfalls Aufsehen zu erregen, hatte Jeanne inzwischen sogleich heimlich seine Börse gezogen und beglich seine Rechnung mit einem Geldschein, der gerade im Betrage stimmte, so daß kein Wechseln nötig war. Er entfernte sich mit äußerster Ruhe und betrat die Straße, als beide Herren eben dem großen Boulevard, der an der Ecke diese Seitenstraße kreuzte, zueilten.

Jeanne hielt sich hinter ihnen, immer voller Geistesgegenwart den zierlichen Schritt beibehaltend, am nie und nirgends aufzufallen — und hoffte, binnen weniger Minuten dicht hinter den beiden zu sein. Zu seinem Entsetzen aber sah er den einen plötzlich ein unbefestigt vorbeifahrendes Auto herbeiwinkeln und anhalten. Der andere sprang bereits hinein, während der größere hastig dem Chauffeur das Ziel der Fahrt nannte. In der nächsten Minute war das Auto von den Verkehrswagen des großen Boulevards verschlungen.

Jeanne ging inmitten des Gewühls wie ein Träumender weiter, ohne auf irgend etwas zu achten. Fast glaubte er an eine Halluzination. Aber die ausgefangenen Bruchstücke der erregten Unterhaltung bewiesen ihm die Tatsache, daß er zweifellos die Spuren der Entführer von Feliza gefunden, aber ach, wie schnell wieder verloren!

Sein Kopf hämmerte ihm vor dem Wirrsal von Gedanken und Erwägungen. Konnte man Feliza und Majan verwechseln? Er studierte in dem Programmheft jetzt das Bild von Majan. Ihre Gestalt besaß scheinbar ebensoviel Grazie, Zierlichkeit und Feingliedrigkeit wie die von Feliza.

Hatte er nicht wiederholt in Zeitungen und Büchern den Hinweis gelesen, daß die einst achtundertjährige Herrschaft der Araber in Südspanien scheinbar noch heute unausrottbar in dem Aukeren der andalusischen Frauenwelt fortlebe? Glichen nicht viele Frauen von Sevilla jungen, schönen Orientalinnen, die man in europäische Kleider hüllte?

Dann fiel Jeanne noch die Erzählung von Feliza ein, daß sie mit Majan in der Kurhausgarderobe das Kostüm, ja sogar den Seidendomino wechselte, um — Don Flavian ein Schnippchen zu schlagen!

Mit dieser Tatsache schloß sich für Jeanne der Ring der Vermutung, daß man Majan hatte entführen wollen und statt ihrer Feliza geholt.

Er hob den Kopf impulsiv und sah sich wie erwachend um, in welche Gegend er planlos gelaufen war. Es war das Beste: sogleich Don Ramon und Majan zu warnen. — Doch als er den weiten Weg zum Arc de triomphe in einer Autobuslinie zurückgelegt, erfuhr er zu seinem Bedauern durch den öffnenden Diener, daß sowohl Don Ramon wie Majan heute für einen ganzen Tag nach Versailles hinausgefahren seien, um zwei deutschen Begleitern — es waren Euitgard und Hansfried — die Königsschlösser zu zeigen.

Jeanne ahnte immer mehr ein Komplott gegen den Dichter. Feliza schien nun unter der Fürsorge von Don Flavian geborgen zu sein. Doch die anderen? —

11. Kapitel.

Die Premiere „Madrid — Paris“ war ein Stück nationaler Angelegenheit der in Paris lebenden Spanier, denn man wußte: es standen wohl ebenso viel spanische Namen auf dem Programm als Mitwirkende, wie französische. Ein Franzose und ein in Paris lebender spanischer Autor zeichneten als Verfasser gemeinsam. Das Gerücht ging, daß man zahlreiche wahre spanische Volkstänzer und spanische Sänger aus ihrer Heimat habe zu dieser Revue kommen lassen, und eine Pariser Schneiderfirma das Ausgezeichnete an Kostümen und Ausstattung selbst dem verwöhnten Großstadtpublikum bieten würde.

Majan sah heute mit ganz anderen Gefühlen in ihrer Garderobe als sonst bei ihrem Auftreten in den großen Städten Europas. Hier wußte sie nicht ein tausendköpfiges Publikum, unter dem sie keinen einzigen kannte. Hier wußte sie den Geliebten, ihren künstlerischen Beirat, der jede Phase ihres Auftretens innerlich miterlebte. Hier wußte sie eine große Anzahl von Spaniern, die sie selbst immer noch als Landsleute betrachtete, wie alle Mestizen und angesehenen Malayenfamilien, welche auf den Philippinen noch die spanische Zeit miterlebt hatten, und unter dem Regime der Nordamerikaner enttäuscht worden waren.

Sie war glücklich darüber, daß der spanische Autor ihr speziell eine Einlage gedichtet und arrangiert hatte, die auf ihr fernes heimliches Inselnd hinielte.

Ja, hier würde sie wahrhaft „die Lotosblume“ sein! Es pochte an ihre Garderobentür. Da sie die Theatergarderobiere bereits weggeschickt hatte, öffnete sie selbst. Ein Theaterdiener überreichte ihr einen flachen Japankoffer mit einem geschlossenen Briefe. Das sei soeben für die Senora abgegeben worden.

Majan schloß wieder ab. Sie zögerte sekundenlang. Seit dem unerklärlichen Verschwinden von Feliza war sie mißtrauisch geworden. Sie fürchtete, ebenfalls umlauert zu werden. Trotzdem riß sie das Kuvert auf.

„Meine geliebte Majan! Hier sende ich Dir Dein

Eigentum zurück. Möge es Dich heute zu neuen Triumpfen geleiten! Deine Feliza.“ Die Füße zitterten ihr vor Schreck und Überraschung, so daß sie sich niederließ. Kunde von Feliza? Wo war sie?

Sie öffnete den Koffer. Zu ihrer maßlosen Freude erkannte sie ihr Maskenkostüm. Ihr war, als seierte sie mit einem Stückchen der fernsten Heimat Wiedersehen und hob den kurzen Schlepprock in der leuchtenden lilafarbigen gestreiften Seide empor, den schwarzseidenen Saigon als Drapierung um die Hüften, dann das düstige aus feinsten Hanffaser gesponnene gebliche Blumenhemd mit der zierlichen Stickerei und den glücklichen halblangen Ärmeln.

Mit zitternden Händen streifte sie ihr Kostüm ab, das sie bereits angelegt, denn sie hatte sich binnen eines Tages von der großen Firma, die kontraktlich die Anfertigung der Kostüme sämtlicher Mitwirkenden übertragen erhielt, nach ihren Angaben ein malayisches Trachtenkleid machen lassen. Nun erst fühlte Majan, wie wenig echt dieses neue Gewand ausgefallen war, und wie gern sie dieses Pseudokostüm nun mit ihrem echten vertauschte.

Sie betrachtete sich in ihrem Ankleidespiegel, der in dreifachen Teilen ihre Gestalt zurückwarf. Unwillkürlich hob sie den Arm zur Tanzbewegung. Ach, nun war sie wieder das Kind der Philippinen-Inseln, die Lotosblume! —

Da Don Flaviano aus gelegentlichen Äußerungen erfahren, daß Hanfried bereits am Morgen wieder abgereist sei, bot er Luitgard an, sie zum Theater begleiten zu dürfen. Man ließ eine junge Dame aus gutem Hause doch nicht ohne Begleitung ins Theater! Denn Don Ramon kam als Begleiter für Luitgard heute nicht in Frage, weil er als künstlerischer Beirat der Premiere bis in die letzten Momente hin in Anspruch genommen war, auch, wenn auf seinen ausdrücklichen Willen hin sein Name auf dem Programm nicht genannt wurde.

Don Flaviano hatte sich alles reiflich überlegt und fand es ratfamer, die Wiedersehensfreude zwischen Feliza und Luitgard nicht in den unruhigen Zuschauerraum des Palace Theaters zu verlegen.

„Darf ich vor dem Theater einen kleinen Umweg mit Ihnen machen, Dona Luitgard?“, fragte Don Flaviano. Da Luitgard gerade das Auto bestieg, bemerkte sie nicht sein vergnügt-geheimnisvolles Lächeln, das seine lebensvollen Züge nicht verbergen konnten. Luitgard war ahnungslos und garnicht neugierig. Unterwegs aber bewahrte Don Flaviano wieder seinen Ruf als charmanter Causeur. Zuerst freilich fraate er höflich nach Luitgards Ergehen und ihren künstlerischen Resultaten.

Dann berichtete er von sich. Er habe die Hoffnung, aufatmen zu dürfen. Sein Freund, der Attache, habe beim spanischen Botschafter selbst Schritte für Don Flaviano getan. Der Botschafter gab viel auf den jungen Attache und war ein intimer, ein Duzfreund sogar, des spanischen Diktators, der kürzlich das ganze spanische Offizierkorps der Artillerie weggesetzt. Der Botschafter würde schriftlich ein Wort für Don Flaviano beim Diktator in Madrid einlegen. Man solle doch Beweise für die stets durchaus einwandfreie Haltung und Gesinnung des jungen Offiziers einziehen, dessen Sevillaner Familie seit Jahrzehnten als königstreu bekannt war! Der Botschafter verriet dem Attache unter dem Siegel des Vertrauens, daß die bestimmende Macht in Spanien überhaupt im Begriff stände, im Offizierkorps der Artillerieregimenter zu stehen.

Gewiß, es hatten sich einige Offiziere in schändlicher Weise an der grauenhaften Verschwörung beteiligt, mit der man den Sonderzug des Königspaars in einem Tunnel bei Barcelona hatte in die Luft sprengen wollen. Und ein ganzes Artillerieregiment hatte sich kürzlich in Ciudad Real, der alten Don-Quichote-Stadt in der Mancha, am Valencianer Putz mitverworfen. Aber ebenso einwandfrei stand z. B. die re-

gierungstreue Haltung der Gebirgsartillerie fest, deren eines Regiment in Barcelona lag. In diesem hatte Don Flaviano gestanden.

„Wenn ich doch bald wieder meine Uniform tragen dürfte!“, seufzte er, „mein Freund an der Botschaft versicherte mir noch heute: meine Chancen stünden gut!“ —

Luitgard schob seine kaum verhehlte Freude auf diese guten Aussichten. Zu ihrem Befremden ließ er an einer Privatklinik halten und führte sie hinein. Er habe einen Patienten zu besuchen, ob sie nicht mit herkommen möge? „Um diese Stunde einen Besuch machen?“, fragte sie zurück.

Don Flaviano öffnete bereits die Tür zum kleinen Salon. Feliza kam ihnen entgegen. Am Morgen durfte sie zum erstenmal den Verband ablegen. Nur ein schmales Pflaster klebte noch an der Stirn über einem Lide, von der hübschen, tief in die Stirn gezogenen Abendklappe aus Goldbrokat und rotem Samt, fast verdeckt. Luitgard blieb fassungslos vor Überraschung stehen. Sie konnte den Zusammenhang nicht begreifen. Feliza aber flog an ihren Hals und küßte sie unter Lachen und Tränen der Freude und Erlösung wie ein Kind, das sich geborgen weiß.

Als sie dann Hand in Hand noch eine kurze Weile im Salon saßen, um zu erzählen, sagte Luitgard: „Und Hanfried sucht seit heute früh deine Spur im Sanatorium in den Vogesen!“

Das Palace-Theater war erst vor wenigen Jahren erbaut und pflegte hauptsächlich Revue und Ausstattungstüde. Es zog in gleichem Maße die Pariser, aber auch diejenigen Fremden an, denen die Fahrt zu den Varietés zum Montmartre zu weit war. Es lag zentral, unweit der Großen Oper.

Der Innenraum war auf ein mattes Erdbraun und Gold abgestimmt und in jeder Hinsicht modernschlicht, aber vornehm gehalten. Die Deckenbeleuchtung mit schalenförmigem Milchglas verlieh dem Zuschauerraum auch während der erhellten Pausen etwas Intimes, Angenehmes, Gedämpftes.

Don Ramon tadelte an dem Zuschauerraum den Mangel an intimen Logen, in denen man hinter Sammetdraperien un gesehen und ungestört einer Vorstellung beiwohnen konnte. Mit einiger Geduld fand er in einer der vorderen Logen des 1. Ranges einen Sessel als Sitz, auf dem ihm der größte Teil des dahinterstehenden Publikums sowohl im Parkett wie in den ersten beiden Rängen durch eine ziemlich hohe Logenwand nicht sah — und nicht belästigte.

Er war innerlich voll tiefster Erregung über die neuerlichen Vorgänge in seiner Heimat. Diese warfen ihre Reflexe begreiflicherweise auch bis hierher in die spanische Kolonie nach Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Feld der Ehre.

Geh auf der Straße,
Wenn die Großstadt um dich wütet —
Und es ist wie im Geheul der Schlacht.
Auch hier kann der Tod dich fassen
Allzeit.
Allzeit hast du auch einen Feind.
Immer stehen wir an der Front,
Wo wir auch sind.
Wen aber der Tod faßt
Mitten in seinen Gedanken,
Wie er sich herausschafft aus seiner Not,
Der stirbt auf dem Felde der Ehre.
Denn niemand steht
Und fällt in Ehren
Als der,
Der sich redlich müht mit seinem ganzen Herzen.
Wolfgang Rauch.

Der Sandhaufen.

Historische Skizze von Max Grube-Meiningen.

„Befehlen Serenissimus offenen oder geschlossenen Wagen zur Ausfahrt?“ fragte der eintretende Kammerherr.

„Wird's regnen?“ Anton Ulrich, Herzog zu Sachsen-Meiningen trat aus Fenster. Ärgerlich wandte er sich um. Eine unwillige, heftige Kopfbewegung ließ etwas Puder von der weißen Perücke in die Luft fläuben. „Es regnet schon.“

Erstaunt blickte der Hofherr auf, freundliche Märzionne fiel ins Zimmer.

„Regnet schon“, wiederholte der Fürst, nämlich Desagrément. Da fährt wieder so eine verdamnte Kutsche aus Meiningen herbei, mit irgend einem Geheimderat. Monsieur mon cher frere hat wieder was Geheimes ausgeheckt, oder seine mir so freundlich gesinnten Herren Räte; und ich soll meinen Konsens geben. Macht nur Schreiberei und das ewige Hin- und Hergesahre Kosten.“

„Es ist allerdings deplorable, Serenissimus, aber da nun einmal nach dem Testamente des hochseligen Herrn zwei regierende Herzöge in Meiningen Landen sich befinden, vielmehr der eine dorthelbst, Serenissimus aber hier in Frankfurt zu residieren belieben, so ...“

„It's eben nicht anders zu machen. Stimmt. Oder wollen Sie, daß ich auch nach Meiningen gehen soll? Danke dafür. Mir liegt gar nichts an der Doppelregiererei. Meinethalben hätte der Friedrich Wilhelm die Meininger allein beglücken können. Wäre freilich auch groß Geschrei entstanden, als ich meine Philippine heimführte. Hätten auch gezetert: Ein Prinz und eines Stallmeisters Tochter. Gar ein Bürgerknaule! Verschwägert sich mit einem Kapellmeister — und der Schürmann ist doch so ein braver Kerl — aber die Wut wäre wohl nach und nach eingeschlafen und hätte die liebste Frau der Welt nicht übers Grab hinaus verfolgt. Das frist an mir ärger als Gift und Opverment.“

„Der Herr Geheimderat von Trotha bitten untertänigst um Audienz in dringender Angelegenheit“, meldete der Kammerhufar.

„Wird wohl nicht so dringend sein. Kann hier warten.“ Der Herzog verschwand im Nebenzimmer.

Er hatte nicht bedacht, daß er jetzt auch auf die Botschaft warten mußte. Das war eben seine Sache nicht, deshalb kehrte er bald zurück.

„Nun, was gibt's denn wieder Erfreuliches?“

„Nichts Erfreuliches, Serenissime!“

„Ach ja. Kommen im schwarzen Rod. Sind in Trauer. Tut mir leid.“

„Nicht ich allein. Das ganze Land.“

„Wieso?“

„Es hat dem allmächtigen Herrn über Leben und Tod gefallen, den durchlauchtigsten Herrn Herzog Friedrich Wilhelm zu sich zu rufen.“

Zu tief wurzelte der Groll in Anton Ulrichs Seele, als daß die unerwartete Botschaft ihn hätte erschüttern können. Die Überraschung nur ließ ihn eine Weile schweigen. Dann stieß er kurz hervor: „Tot?“

„Serenissimus sind sanft im Herrn entschlafen.“

„Hat er doch endlich mal was Geheimes gemacht!“ murmelte der Herzog zwischen den Zähnen, dann wandte er sich an seinen Kammerherrn: „Werden uns also doch nach Meiningen en route legen müssen.“

Vor der Elisabethenburg, dem Schlosse der Meininger Herzöge, bildeten die Räte, die Hof- und anderen Beamten, die Vertreter der Stadt und der Landesgemeinden Spalier.

Kein Kanonendonner, kein Glöckchenläuten, — die traurige Veranlassung des Herzogsbesuches erlaubte nicht, was sonst üblich gewesen wäre. Tiefes Schweigen herrschte auf dem weiten Plage, als der nunmehr allein regierende Herr aus der mit sechs Kappen bespannten Karosse stieg.

Ohne die gekrümmten Rücken der Ratgeber seines Bruders eines Blickes zu würdigen, schritt Anton Ulrich die Stufen zum Erdgeschos empör; mit heftigem Rud drückte er die Türklinte zum roten Saale nieder, den er allein betrat.

Der ohnehin etwas düstere Raum bot einen seltsamen Anblick. Er war völlig leer, nur in der Mitte erhob sich ein mächtiger Sandhaufen.

Der Herzog trat an ihn heran und faltete die Hände. In seinem Antlit zuckte es. Und wenn er sich auch Mähe gab, sie zu bekämpfen, zwei große Tränen rollten über seine Wangen: Der Sandhügel barg den Sarg, der das ihm auf Erden Feuerste umschloß.

Nachdem die Leiche seiner Gemahlin nach Meiningen überführt worden war, hatte Anton Ulrich angeordnet, daß sie in der Herzoglichen Gruft beigelegt werden sollte. Dem hatte sich sein Bruder aufs entschiedenste widersetzt.

Sofort verließ Anton Ulrich die Residenz wieder mit der Erklärung, daß er unter seinen Umständen eine andere Art der Bestattung dulden werde. Gegen dies Gebot des Mitregenten

gab's keine Einwendung, und so verfiel Friedrich Wilhelm auf diesen seltsamen und unwürdigen Ausweg.

Unterhalb Jahre schon stand der sandbedeckte Sarg im roten Saal des Schlosses.

Als Herzog Anton Ulrich hinaus trat, zeigten seine Züge den gewohnten Ausdruck. Nur die Lippen waren härter aufeinandergepreßt als sonst.

Mit festem Schritte begab er sich nach den oberen Gemächern. Hier harrte seiner schon der Kanzler, Herr von Butlar, eine schwarze Sammetmappe unter dem Arm tragend.

„Was soll's, mein sehr lieber Herr von Butlar?“ Aber das: „lieber“ klang nicht gerade als Zuneigung.

Mit allergnädigstem Vermiss Serenissimi wollte ich gehorsamt das Zeremoniell bei des in Gott ruhenden höchsten Herrn Leichenfeier unterbreiten.“

„Fest!“ und der Herzog warf sich schwer in einen Sessel. „Pro primo wird der hochfürstliche Leichnam während dreier Tage auf einem Paradebett ausgestellt.“

„Nag geschehen!“

„Pro secundo. Unter Geläute sämtlicher Glöden findet die Beisetzung in der Fürstengruft statt, unter Vorantritt von: ...! Nichts da! Wird anders gemacht!“

„Halten zu Gnaden, Serenissime, es ist dies das bei so traurigem Anlasse von Alters hergebrachte Verfahren und ...“

„Und ich verfare anders — Der Sarg wird in den roten Saal geschafft und dajelbst neben den meiner geliebten Frau niedergelegt. Darauf ist er ebenfalls mit Sand zu bedecken. Und soll genau darauf geachtet werden, daß die beiden Hügel gleich hoch sind. Dort bleibt er stehen, bis ich Weiteres verfüge.“

Der Kanzler konnte eben noch die seinen Händen entgleitende Mappe auffangen, dann stammelte er, allen Posten vergessend: „Das ... das soll wirklich befohlen werden?“

„Das soll nicht befohlen werden.“

Herr von Butlar atmete auf.

„Das habe ich schon befohlen!“ Mit einer kurzen Handbewegung verabschiedete der Fürst den Kanzler, der sich nach tiefer Verbeugung, rückwärts schreitend, der Tür zu bewegte.

„Halt! Noch eins! — Sie, Herr von Butlar, und die anderen Herren, die meinen Bruder so trefflich beraten haben“ — der Kanzler verneigte sich tief — „sind entlassen. Sagen Sie's ihnen. Sie können nun auf den Meininger Bierbänken gegen mich konspirieren und intrigieren, aber nicht auf dem Schloß.“

Anton Ulrichs Befehl wurde vollzogen. Nach Neuregelung der Verwaltung kehrte der Herzog nach Frankfurt zurück.

Unterhalb Jahre blieben die beiden sandbedeckten Särge nebeneinander stehen. Am 7. Juli anno domini 1747 erschien der Herzog wieder und ließ nachts um elf Uhr die beiden Särge ohne alles Gepränge in der Herzoglichen Gruft unter der Schlosskirche beisetzen. Aber den seiner Gemahlin, der Tochter des Stallmeisters César, zuerst. Dann verließ er das Schloß seiner Väter, um es nie wieder zu betreten.

Notizen.

Von Max Habel.

„Wie aufrecht und stolz stand ich, als ich noch jung und nur ich selbst war!“ sagte die Ähre. „Aber nun — seit ich Frucht trage — wie bin ich demütig geworden!“

„Ich habe Flügel“, sagte die Gans, „solalich verstehe ich etwas vom Fliegen.“

Wir denken an einen Menschen niemals öfter, als wenn wir ihn vergessen wollen.

Lebenskunst heißt auch: alles, was zu vergessen ist, vergessen, und alles, was des Erinnerns wert ist, behalten können.

Daß die Menschen nicht vergessen können: das macht sie zu Gefangenen. Denn frei ist nur, wer vergessen kann.

Menschen, die vergessen können, bleiben uns in Erinnerung.

Nach jeder Dummheit, die wir begangen haben, bleibt uns der erhebende Trost, daß sie nicht unsere letzte gewesen ist und vermutlich auch nicht unsere größte bleiben wird.

Man muß ein gewisses Alter erreicht haben, um Dummheiten zu machen, deren man früher gar nicht fähig gewesen wäre.

Er verlangt von ihr mehr Verstand. Sie verlangt von ihm mehr Liebe. Sie verlangen voneinander, was sie nicht haben: darum sind sie unglücklich.

Neue Bücher

* „Das Operntheater.“ Von Intendant Paul Becker. Herausgegeben von Ministerialrat Professor Dr. Kestenberg. Musikpädagogische Bibliothek. (Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig.) Wie läßt sich das Operntheater retten? Die Beantwortung dieser Frage wird immer dringender, je mehr die Oper durch Rundfunk und Tonfilm an Bedeutung zu verlieren scheint. Wir haben in den letzten Jahren zahlreiche Versuche einer Neubelebung des Operntheaters, einer Rettung bestimmter Opern erlebt, und doch — alle diese hochgepriesenen Reinszenierungen können nicht darüber hinwegtäuschen, daß auf diesem Wege die heutige Krise nicht zu überwinden ist. Einen aussichtsreichen Weg weist Paul Becker, der als Intendant des Wiesbadener Staatstheaters auf Grund reicher praktischer Arbeit Einblick gibt in die Aufführungsgesetze der Oper. Geistvoll und mit feiner Ironie geißelt er die moderne Auffassung, der Spielleiter, Dirigent oder Bühnenbildner könne von sich aus das Werk neu gestalten. Gerade in ihrer allzu groben Selbstständigkeit liegt er die Schuld für die Veräußerlichung und den Verfall der Oper. In scharfer Abkehr von dieser verhängnisvollen Auffassung stellt Becker die Wertgesetzmäßigkeit und den Schöpferwillen als alleiniges Arbeitsziel hin. Darüber hinaus wendet er sich an die Kritiker und Theaterpolitiker und nicht zuletzt an das Theaterpublikum. In seiner lebendigen, stets fesselnden Art weiß er den Opernfreund mühelos in den Aufgabenkreis des Operntheaters einzuführen und sein Interesse zu erwecken für alle die Theaterfragen, die heute der Lösung harren.

* Walter Bauer: „Stimme aus dem Leunawert“, Verse und Prosa. (Kallit-Verlag, Berlin.) Das Buch setzt einen modernen sozialen Dichter von stark persönlicher Eigenart. Aus seinem Werk spricht die Stimme von Millionen Namenlosen. Gegenüber dem pathetischen Schwung, der expressionistischen Verworrenheit ähnlicher Dichtungen, die an Naturrecht der Armen und Unterdrückten mahnen, läßt hier gerade die Klarheit und ganz vollenhafte Schlichtheit der Darstellung bedeutenden Eindruck. Subtilen Empfinden weiß der Seele des proletarischen Menschen, vor allem des Kindes, nachzuspüren, packend und aufwühlend wird die Sehnsucht des in Stein und Eisen gebannten Arbeiters nach Frühling, Wald und blühender Erde geschildert. Manche der Verse und der kurzen Prosastücke lesen sich wie Notruf des Menschen schlechthin aus Maschinenzwang, sind wehmütiges Dokument einer von Giganten der Technik zerwühlten, durcheinandergeratenen, grau und lichtlos gewordenen Welt. Aber gerade für die Schwachen, die Zermürbten und Unfreien will der Dichter Wortführer sein. Derart nimmt er politische Ideen in seine Gestaltung auf und überschreitet bisweilen die künstlerische Distanz. Eine Schöpfung, die Menschliches aussagen könnte, wird zur Zweckdichtung begrenzt, reines Erleben leidet unter der Absicht parteiisch eingestellten Wirtenwollens. Und das ist eigentlich schade um den Dichter, der sich auf viel feinere seelische Klänge versteht und uns zu dem drängenden Zeitproblem des Menschen in mechanisierter Umwelt, in warmherzigem Gefühl von Mitleid, Gemeinschaftsinn und Nächstenliebe wesentlichen zu sagen hat.

* „Der Liebesroman eines preussischen Königs.“ Der Briefwechsel König Friedrich Wilhelms II. mit Sophie Bethmann-Mehler 1793—1796. Herausgegeben von Richard Schwemer. (Verlag Engler u. Schloffer, Frankfurt a. M.) Friedrich Wilhelm II., der bekanntlich ein Freund schöner Frauen war, hat im Januar 1793, nachdem er kurz vorher Frankfurt a. M. zum Hauptquartier der Befreiungstruppen gemacht hatte, Sophie von Bethmann-Mehler auf einem Ball kennen gelernt. Was aus diesen Beziehungen bisher aus Tagebuchaufzeichnungen der Umgebung bekannt war, ist hier durch eine zufällig aufgefundene Korrespondenz des Königs mit Sophie in fast lückenloser Weise ergänzt worden. Der Verlauf dieses Verhältnisses wird damit in beinahe dramatischer Lebendigkeit und Frische zur Anschauung gebracht. Die Bewertung des Verfassers gibt gleichzeitig einen interessanten Einblick in das gesellschaftliche und kulturelle Leben der Main-Metropole im Ausgang des 18. Jahrhunderts.

* Walter Victor: „Mathilde“, ein Leben um Heinrich Heine. (Verlag E. P. Thal u. Co., Wien.) Fünf- und siebenzig Jahre nach Heines Tode erzählt Mathilde, Heines Frau und Geliebte, durch dieses Buch ihre Rechtfertigung.

Die naive plaudernde, lebensfrohe, erhellende Lebensgefährtin des Dichters tritt in diesem anmutigen und beschwingten Buche zum ersten Male aus dem Schatten und bezaubert, wie seinerzeit den Dichter, heute uns durch ihre unverfälschte Ursprünglichkeit. Zahlreiche Bilder der Zeit, die dem Buche beigelegt sind, halten die Umwelt fest, in der Mathilde und Heine lebten.

* John Galsworthy: „Die Ersten und die Letzten“, Novelle. (Verlag Paul Höltnag, Wien IV.) Auch diese jüngste Novelle des Dichters der Fortite-Saga ist wieder erfüllt von der Wucht der Wirklichkeit und in ihrer knappen Formulierung sowie der unerhörten Spannung des Handlungsablaufs, ein Prunkstück Galsworthyscher Erzählungskunst.

* „Taschenbuch für Rundfunkhörer.“ Gemeinverständliche Darstellung des Rundfunks und aller den Rundfunkhörer interessierenden Fragen einschließlich Schallplatte und Fernsehen von Erik Wilhelm Winkel. (Verlag G. Paul Müller, Wittenberg.) Das vorliegende Büchlein gibt auf sämtliche Fragen in bezug auf den Rundfunk eine verständliche Erklärung. Es erklärt in ganz elementarer Weise die Vorgänge beim Senden und Empfangen, wobei die große Anzahl von Abbildungen und zeichnerischen Erläuterungen das Verstehen auch dem Laien ermöglicht. Im Anschluß daran finden sich Ratsschlüsse über Verbesserungen des Empfangs und Beseitigung von Störungen jeder Art. Der Endzweck aller dieser Maßnahmen soll ein vollkommener Lautsprecherempfang sein, der eingehend behandelt wird.

* „Erinnerungs-Büchlein.“ Ein Merkbuch für alle Tage. Mit Zeichnungen deutscher Künstler und mit Gedichten und Sprüchen alter und neuer Dichter. (Verlag Erik Heyder, Berlin-Zehlendorf.) Ein Buch für eigene Eintragungen — wie es ein jeder braucht zum Festhalten der wichtigsten Daten aus der Geschichte seiner Familie, der Geburtstage seiner Freunde usw. — in sinnvoller Weise vom Herausgeber des bekannten Kalenders „Kunst und Leben“ mit Bildern versehen und Dichtern Worten.

* „Im Osterhasen-Häuschen.“ Eine Osterhasengeschichte von J. Bohatta-Morpurgo. Sechs farbige Bilder und handgeschriebene Verslein auf extra starkem Karton. (Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13.) Die farbenfrohe Malerin hat da entzückendes Osterhasenbüchlein gemalt. Die echt kindlichen, taktvoll gehaltenen Bildchen aus dem intimen Haushalt der Familie Osterhas werden die kleinen Kinder nicht nur freuen, sondern sie auch erzieherisch beeinflussen.

* „Fliegende Blätter“ (und „Meggendorfer Blätter“), München. Zweiter Halbjahrsband 1930. (Verlag J. F. Schreiber, München.) Dieses altbewährte, allbeliebte Familienwöchentlichblatt bewältigt immer wieder aufs neue die schwierige und delicate Aufgabe eine schwere Zeit, eine Zeit, die von widerstrebenden Stimmungen und Ansichten in den Grenzen des eigenen Volkes zerrissen und von Nöten, die aus aller Welt auf das engere Vaterland einströmen, bedrückt ist, mit Heiterkeit und verständlichem Frohsinn zu begleiten und aus düsteren Tagen und Wochen immer wieder die Lichtblicke zu pflücken, die dem Humor und der Satire sich bieten. Reime und Prosa zeigen gepflegten Stil — Humoresken, Anekdoten und Satiren, Lieder, Gedichte und aktuelle Reime und Glossen wechseln in bunter Fülle. Hervorragende Zeichner, bewährte Illustratoren auf diesem Gebiet ergänzen und verschönern den Inhalt eines jeden der wöchentlich erscheinenden Hefte.

* „Der Saphirvogel.“ Ein höchst amüsantes und einzigartiges Buch ist soeben (im Köpfhäuser-Verlag, Berlin W. 30) erschienen. Der geschmackvoll kartonierte Band enthält auf 112 Seiten 48 lustige Denksportaufgaben in ulkigen Bildern von dem durch seine lustigen Karikaturen-Bücher: „Der Safermotor“, „Bei'm Militär“, „Der Hundsnarr“ u. a. wohlbekannten Zeichner Johannes Lehrmann; es heißt „Der Saphirvogel“. Und in der Tat paßt der Titel ausgezeichnet zu dem Inhalt dieses ebenso lustigen wie unterhaltenden und lehrreichen Buches. Auf eine ganz neuartige und ungemein lehrreiche Weise verfolgt der Zeichner hierbei den Zweck, seine Leser durch lustige Bilder im richtigen Denken und Sehen zu üben, Sinn und Urteilskraft zu schulen und zu schärfen und auf die angenehmste und anregendste Art die Langeweile zu vertreiben.